Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 57 (2001)
Heft: 2

Artikel: Zur Schreibung von schweizerdeutschen Dialekten
Autor: Bleiker, Jürg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-422161

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Schreibung von schweizerdeutschen Dialekten

Von Jürg Bleiker

Wie wird eine Mundart «richtig» geschrieben? Eigentlich steht leider nur etwas wirklich fest: Sobald diese Frage angeschnitten wird, droht handfester Krach, bei Laien und bei «Fachleuten» gleichermassen. Der endet – um das vorwegzunehmen – nicht selten in einer höchstpersönlichen Unabhängigkeitserklärung «Ich schreibe einfach so, wie ich will.» Nämlich beispielsweise so: *Ich schriebä eifach so, wiä-n ich wott.* – Und auf das hin kann der Krach weitergehen.

Aber wie meistens: Je weniger man Bescheid weiss, desto heftiger «ruft man aus». Dabei existieren zwei grundlegende Anleitungen: Eugen Dieth, «Schwyzertütschi Dialäktschrift», und Werner Marti, «Bärndütschi Schrybwys». Wer sich ernsthaft mit Dialektschreibung befassen will, kommt um deren Lektüre nicht herum. Das Folgende ist eigentlich nur als Hinleitung zu diesen beiden Schriften und als Ermunterung zu deren Gebrauch gedacht.

Einige Überlegungen zum Einstieg

1. Dialekte tönen. Ihr *Klang* entscheidet über Zugehörigkeiten und Abgrenzungen. Sie wirken lieblich, gemütlich, anheimelnd, erinnerungsweckend, musikalisch, behaglich, oder unangenehm, bissig, aufreizend, usw. usw. – je nach persönlichem Empfinden. Aber die akustische Wirkung ist immer wesentlich und ausgeprägt feststellbar.

2. Wenn Dialekte geschrieben werden, kommen neue Komponenten hinzu. Man will einen *Inhalt* mitteilen; dieser Inhalt soll über das Lesen aufgenommen werden, man richtet sich auf einen *Leser* aus. Es gibt zwar Leute, die einem Dialekt die Lesbarkeit grundsätzlich absprechen. «Wenn ich ein Buch aufmache und sehe, dass da Dialekt geschrieben ist, lege ich es sofort weg. Dialekt kann man nicht lesen.» Dabei hat man sich doch meistens bereits nach zwei, drei Seiten völlig eingelesen und kann den Text mühelos aufnehmen.

3. Jetzt erfolgt ein prinzipieller Entscheid, sofern mir daran liegt, als Schreiber den privatesten Bereich, wo alles erlaubt ist, zu verlassen:
Soll ich so leserfreundlich schreiben, dass das Schriftbild nichts Ungewohntes aufweist;

oder
soll ich so lautentsprechend schreiben, dass der Klang der Sprache zu vollem Leben erwacht;
oder
soll ich zu einer Kombination greifen, die Leserfreundlichkeit und Klanggenauigkeit möglichst vereint?

Leserfreundlichkeit

Wer es dem Leser am allereinfachsten machen will, täte am besten daran, bei der Schriftsprache zu bleiben. (Man kann sich dann über die neue Orthographie immer noch befriedigend ärgern.) Eine merkwürdige negative Variante besteht übrigens darin, das Schriftbild derart zu verstellen, dass man ins Rätseln verfällt; damit erreicht der Autor – günstigenfalls – eine intensive Aufmerksamkeit des Lesers. Zwei Beispiele:

Ein Gedicht von Ernst Eggimann, «Bärner Schriftsteuerverein»:

wo der sime gfeuer no
wo der sime gfeuer no
wo der bauzli no
wo der bauzli no
wo der gotthäuf no
wo der gotthäuf no
wo der liebgott no
wo der liebgott no
aber hütt
aber hütt

Nach der «Wiederherstellung» von «Simon Gfeller, Balzli, Gotthelf» versteht man auch den Titel richtig.

Und ein Ausschnitt aus «La Mort de Chevrolet» von Martin Frank:
«I hoken im heim am tisch sözone gäube puding frässe schaber so huere grusig agaragar puding xetus wi waniu puding iss jez tas isch agaragar puding tä isch ser xund dünkpmi wine mäuchlumpe mäu mit ei u zuker irgendwie koch zo grusig mues pi jedem löffeli fasch choze wenip fertig issisch tarfsch hütam nomitag nid use …»

(Haben Sie «mäuchlumpe» auch zuerst als «Melk-Lumpen» entziffert?)

Klanggenauigkeit

Auf möglichste Klanggenauigkeit kommt es in der Dialektologie an, beispielsweise in den Aufnahmen für den «Sprachatlas der deutschen Schweiz» (SDS). Die aufs Exakteste hörenden und niederschreibenden Exploratoren haben dort z. B. für das Verb «bauen» folgende Transkriptionen verwendet:

Stadt Basel:	*bạ̄uə*
Stadt Zürich:	*bọû̯ə*
Stadt St. Gallen:	*bọ̧uû̯ə*
Stadt Bern:	*bọuuə*
Brienz:	*bu̯wwæⁿ*
Brig:	*bü̆wwu̯*
Rüti (GL):	*bū̃ɑ*
Tamins:	*bọu̯ᵅ*
Walchwil:	*bū̯ᵅ*

Für die dialektologische Arbeit sind solch äusserst exakte Transkriptionen dienlich, wenn nicht gar unerlässlich. Doch ausserhalb der Forschung, zur Darstellung grösserer Texte, ist diese Umschrift natürlich nicht geeignet.

Quadratur des Kreises

Die meisten Mundartschreiber schlagen sich mit dem Problem einer Kompromisslösung herum, die sich wenigstens als Prinzip schön ordentlich fassen lässt: So leseleicht wie möglich (oder nötig), so klanggenau wie möglich (oder nötig). Und hochgestimmt gehen sie mit diesem Prinzip ans Werk. Als Werkzeuge sind da das Alphabet und die Lesegewohnheiten der Schriftsprache – und dann kann sich der Teufel ins Fäustchen lachen, denn wie mans macht, ists «falsch»: Die Werkzeuge wollen nicht richtig greifen; das Alphabet reicht einfach nicht aus, und die Schreib-/Lesegewohnheiten aus der Schriftsprache sind voller Inkonsequenzen.

Grundsätzlich gebührt jedem seriösen Mundartschreiber Respekt vor seiner Schreibwahl. So heisst es auch im Vorwort zur Mundart-Anthologie: «gredt u gschribe»: «Die heute oft so heiss umstrittene Schreibweise der Mundarttexte haben wir bewusst nicht vereinheitlicht, sondern die vom Verfasser, von der Verfasserin veröffentlichte bzw. redigierte Fassung übernommen.» Gelegentlich finden sich zwar eher originelle Sonderlösungen. So hat Felix E. Wyss für seine (noch ungedruckten) Übertragungen von Ovids «Metamorphosen» ein Verfahren herausgetüftelt, das sich so präsentiert:

«Glychzytig, wo-n-er i g'Grotte, wo tropfet vom Quàllwasser, iechounnt / schleund sich dië nàcktige Nymphen-n e so, wië s'grad gsy sind, bim Ablick / vo me ne Ma iri Brust ound mit pleutzliche Geuïsse-n erfulleds / grad de ganz Baoumbéstand, rings oum t'Diana aou dànged sichs oume ...»

Des «Rätsels» Lösung: Konsonanten wie deutsch, Vokale wie französisch!

So wie heutzutage im Computerwesen verschiedene Textverarbeitungssysteme zur Verfügung stehen, stehen auch für die Mundartschreibung mehrere Methoden zur Verfügung; die zwei wesentlichsten sind die bereits genannten: die «Dieth-Schrift» und die «Bärndütschi Schrybwys» von Werner Marti.

Dieth: Hauptpunkte

Die «Dieth-Schrift» wurde 1938 von einer Kommission unter dem Vorsitz von Eugen Dieth, damals Professor für Anglistik an der Universität Zürich, geschaffen. Sie geht – vereinfacht – vom Grundsatz aus: Schreibe, was du hörst! Stosse dich nicht an Abweichungen vom gegenwärtigen standardsprachlichen Schriftbild!

Besonders: lange Vokale werden verdoppelt, Doppelkonsonanten nur bei deutlicher Länge! Im Gegensatz zur schriftsprachlichen Entsprechung keine Zeichen, die nicht gesprochen werden, keine Zeichen, die verschieden gesprochen werden. Fürs Zürichdeutsche somit *Baan, Jaar, Glaas, Broot* (nicht Bahn, Jahr, Glas, Brot), *imer, Sumer* (nicht immer, Summer), Freihäit (nicht Freiheit). Auf intensive Darstellung der Verschleifungen wird aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet: Also nicht *Pfrauungkchindsimpfurt*, sondern *d Frau und d Chind sind furt*. Den Dieth'schen Leitlinien folgt zum Beispiel das «Zürichdeutsche Wörterbuch».

Das Hauptanliegen der Dieth-Schrift ist es, für alle schweizerdeutschen Dialekte das gleiche System anzubieten, so dass alle Dialekte untereinander, evtl. mit leichten Anpassungen, direkt vergleichbar sind und damit von Leuten, die des jeweiligen Dialekts unkundig sind, in die richtige Lautform umgesetzt werden können. Entsprechend wird sie verwendet für die vom Verein Schweizerdeutsch (früher «Bund Schwyzertütsch») herausgegebenen Wörterbücher schweizerdeutscher Dialekte und bei den «DS-Phonogrammen», den Begleittexten zu den Tonaufnahmen für den Sprachatlas der deutschen Schweiz.

Marti: Hauptpunkte

Die «Bärndütschi Schrybwys» von Werner Marti – dem Titel gemäss auf ein zwar engeres Gebiet abgestimmt, jedoch mit beherzigenswerten allgemeinen Erwägungen – folgt dem Grundsatz: Denke beim Schreiben an den Leser! Stimmt die hochdeutsche Schreibung mit der mundartlichen Lesung überein, diene sie als Grundlage! Bei langen Vokalen beispielsweise also *Bahn, Jahr, Glas, Brot*. Das hat den Vorteil, dass das – bei Dieth «verbotene» – Dehnungs-h z. B. zur Unterscheidung «ihm/im», «ihn/in» verwendet werden kann. An die Marti'schen Leitlinien hat sich zum Beispiel Viktor Schobinger in seiner «Zürichdeutschen Kurzgrammatik» gehalten.

Einige Sonderfälle

Gross- oder Kleinschreibung?

Dieth war konsequenterweise für Kleinschreibung, weil man die grossen Buchstaben ja nicht hört. Die konsequente Kleinschreibung hat sich aber nicht recht durchsetzen können.

y

Seine Verwendung ist nicht einheitlich. Meist bezeichnet es einen langen, geschlossenen i-Laut wie in Martis Buchtitel «*Schrybwys*». Im Zürichdeutschen schrieb man *wyss* (weiss), de *Wiirt* (der Wirt), aber aus Gründen der alphabetischen Anordnung verwendet das Zürichdeutsche Wörterbuch das y nicht mehr, sondern schreibt *wiiss, Wiirt*. Selbstverständlich bleibt einem die Schreibung mit y unbenommen. Mit dem Griechischen hat diese y-Schreibung übrigens nichts zu tun, denn das Zeichen stammt aus der Zusammenfügung von ij. Auf alten Schrifttafeln kann man z. B. noch *Schwÿz* für «Schwyz» finden.

ie

Nach Dieth und Marti nur als fallender Zwielaut zu brauchen, nicht als Dehnungszeichen. Also eben nicht *schriebä* für «schreiben»!

eu/öi

Die eu-Schreibung ist optisch natürlich vertrauter, aber wegen des in manchen Dialekten vorkommenden Doppellautes e-u (vgl. *Schriftsteuerverein!*) ist *öi* dafür eindeutig.

-ä, -e

In innerschweizerischen Dialekten ist das unbetonte -e sehr deutlich und offen, im Zürichdeutschen viel abgeschwächter, eher der Schriftsprache entsprechend. Also in Uri *ä liäbä*, in Zürich *en liebe*.

Anlautendes st- sp-
Bei Dieth und Marti wie im Schriftdeutschen. Konsequente Lautgerechtigkeit würde zwar *Schtange, schpile, geschter, Wäschpi* verlangen; aber offenbar findet auch Dieth solche Wortbilder zu dick.

Bindungs-n
Ohne Strich anschliessen: *da bin i, Bluemen im Gaarte*. (Beruhigt das Schriftbild.)

Zusatzzeichen
Ein leidiges Thema! Man tut gut daran, sie nur wenn unbedingt nötig zu verwenden. (Andererseits: Französisch, Spanisch usw. haben sie ja auch!) So vor allem bei den drei verschiedenen e-Lauten im Zürichdeutschen: Die Schriftsprache schreibt einheitlich «See, schwer, Weg», die Mundart sagt *See* (geschlossen, lang), *schwèèr* (offen, lang), Wääg (überoffen, lang). Statt è (wie im Zürichdeutschen Wörterbuch) ist auch *ë* möglich, eine Kompromissform zwischen *ä* und *e*. Bei den Zeichentürmen, die dabei entstehen können, ist allerdings niemandem recht wohl.
Für das bernische velare l, das fast zu u wird, schlägt Marti die Schreibung mit unterpunktiertem u oder l vor; damit werden Formen wie *äuä, Wäutau* (allweg, Weltall) weniger exotisch.

Apostrophe
Wenn schon, dann sparsam, um das Schriftsbild nicht zu sehr zu verwirren. Damit wird auch der häufige Fehler, etwa *s'Chind* zu schreiben – was wäre denn nach dem s ausgefallen? – vermieden. Sinnvoll ist nur die Schreibung *s Chind*.
Marti verwendet den Apostroph bei verkürztem «es»: *Wi hei mer's*? Bei Dieth wird verkürztes «es/sie» direkt angehängt: *Wie hämers, händs öppis gsäit*?

Gewissenhafte Mundartschreiber geben sich grosse Mühe, sinnvoll zu transkribieren, und legen über ihre Erwägungen auch oft in einem Vorwort ausführlich Zeugnis ab.
Manchmal sind die Ergebnisse vielleicht nicht ganz geglückt. Es ist offensichtlich schwierig, Mundart unters «Joch der Schreibe» zu bringen, wie das Hugo Loetscher jüngst in seinem Essay «äs tischört und plutschins» formuliert hat: «Geschriebene Mundart fügt sich dem Joch der Schreibe nicht und verlangt die Mündlichkeit zurück.» Dieses Verlangen nach Mündlichkeit ist bei der Mundartschreibung wohl nie ganz zu tilgen, vermag aber manchmal auch – denken wir etwa an Kurt Martis «Rosa Loui» – gerade eines ihrer wesentlichen Spannungsmomente auszumachen.

Literatur

Eugen Dieth: Schwyzertütschi Dialäktschrift. Dieth-Schreibung. 2. Auflage, bearb. und hgg. von Christian Schmid-Cadalbert. Lebendige Mundart Band 1. 64 S. Verlag Sauerländer, Aarau 1986. Fr. 25.–
Werner Marti: Bärndütschi Schrybwys. Ein Wegweiser zum Aufschreiben in berndeutscher Sprache. 2. überarb. Auflage. 88 S. Francke Verlag, Bern 1985. Fr. 20.–
(Zu beiden Büchern kann eine Kurzfassung – die freilich jene nicht ersetzen kann – auf einem A4-Blatt beim Verfasser [gegen frankiertes und adressiertes Rückcouvert] bezogen werden.)

An unserer Generalversammlung am 5. Mai in Luzern wird uns

Andrej Togni
(Kleintheater Luzern)

bekannt als «Dipl.-Ing. Ochsner» aus der Fernsehsendung «Kassensturz», mit besondernen **Sprachspielen** überraschen.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauptteils

Bosshart, Louis, Prof. Dr., Dir. Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft, Universität Freiburg, Miséricorde, 1700 Freiburg

Wermke, Matthias, Dr. phil., Dudenredaktion, Postfach 10 03 11, D-68003 Mannheim

Meyer, Kurt, Dr. phil., Dossenstrasse 25, 5000 Aarau

Heisch, Peter, a. Chefkorrektor, Finsterwaldstrasse 42, 8200 Schaffhausen

Bleiker, Jürg, Dr. phil., Bergstrasse 22, 8353 Elgg